

löcherten Spritkanistern, die sie mit Gras abdichteten. Die hingen sie dann an Stangen, die sie waagrecht auf den Schultern trugen. Ochsen unterm Joch. Wasserkommandos nannte sich das. Die Gefangenen selber zogen den Stacheldraht und schleppten die schweren Hölzer für den Bau der Wachtürme. Baukommandos nannte sich das. Andere rasierten alle Schädel kahl. Scherkommandos nannte sich das.

Borchowitsch warf sein Holz von der Schulter, weil ihm das zu dumm war, und wartete, bis der Posten wieder antrieb, da nahm er's wieder auf.

Zu fressen gab's noch nichts, außer dem, was Zivilisten über Drahtverhau warfen oder die Lagerleitung aus Zivilbeständen organisieren konnte. Das war völlig unzureichend, der Hunger wütete im Lager. Sie brüllten ihre Sprechchöre hinaus, bedrohlich schwoll das an, tausend Gesichter am Stacheldraht, tausend aufgerissene Mäuler. Typhus brach aus, viele starben. Es brodelte und gärte im Lager. Die wenigen Posten waren physisch fertig. Und dann setzte eine einzige Maschinengewehrgarbe der Rebellion ein Ende.

Jetzt warteten sie schon drauf, daß wieder einer vor Erschöpfung zusammenbrach, dann fielen sie über ihn her und plünderten ihn. Rissen Feldflasche und Brotbeutel an sich, kratzten die Sonnenblumenkerne aus den verfilzten Taschen, durchsuchten und zerrupften das wehrlose Menschenbündel. Borchowitsch war selber toll vor Hunger. Er wußte nicht, ob er dem armen Teufel beistehen oder ihn gleichfalls plündern wollte, als er sich wie eine Woge dazwischenwarf, Kopf und Schultern voran. Sie fielen über ihn her, Maschinengewehrfeuer mähete dazwischen. Borchowitsch kam unter die Erschossenen zu liegen, rührte sich nicht vom Fleck. Erst als es dunkel wurde, kroch er hervor und verdrückte sich zu denen, die die Toten zu verscharren hatten.

Ein Kaufmann bei Elisabethstadt verstand es meisterlich, Gulden einzustreichen, aber wenn ihn jemand um einen Kreuzer bat, verdrehte er die Augen, runzelte die Stirne und stellte sich an, als wüßte er nicht, was so ein Kupferstück für ein Ding sei, sprach von den schlechten Zeiten und drückte sich davon. Seinem Weib, das aus Scham vor solchem Geiz kaum je das Haus verließ, neidete er die Bissen im Mund, und den fünf Töchtern, die bereits im Heiratsalter standen, gönnte er nicht einmal das Zopfband. Bald trat die Älteste vor ihn hin und gestand,



es wünsche sie ein junger Mann zur Frau. Das freute ihn, weil er sie in Zukunft nicht mehr ernähren mußte, dennoch meinte er, es koste zu viel, die Hochzeit für sie allein zu rüsten; er wolle damit warten, bis sich auch die anderen Töchter verlobten, um sie dann alle in einem Aufwaschen unter die Haube zu bringen. Der Ältesten half kein Betteln und Schluchzen, er blieb fest und kümmerte sich nicht darum, daß seine Frau schwor, er sei der böseste Vater auf der runden Erde.

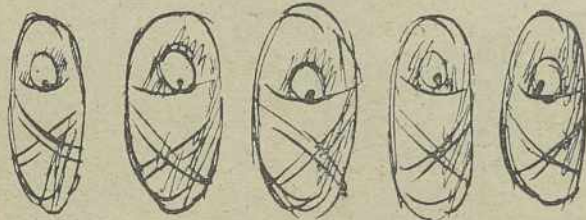
Die Mädchen beschlossen, der Schwester zu helfen, putzten sich die Augen blank, angelten mit lokkenden Blicken nach weibbaren Männern, und in wenigen Monaten hatte jede einen ordentlichen Bur-

schen am Bandel, durchwegs Handelsleute, die ihr Gut zu wahren wußten. Der Kaufmann sagte Ja und Amen, doch gab er kein einziges Sechserl her für die Aussteuer der Töchter und für eine Mitgift erst recht nicht. Ob die Frau und die Bräute weinten, ob die Schwiegersöhne ihn für einen Filz erklärten, er sagte allemal, wenn das Gespräch darauf kam — und dies geschah täglich —, er habe seine Gulden von hinten und vorn gezählt, es seien zu wenig, um jeder Tochter ein Heiratsgut zu beschaffen; für eine reiche es wohl aus, aber er werde alle gleichmäßig bedenken, nämlich gar nicht, so sei es gerecht; im übrigen müsse sich ein junger Ehemann mit der Liebe begnügen, denn täte er es nicht, so dürfe ein Vater sein teures Kind dem geldsüchtigen Kerl um keinen Preis der Welt anvertrauen. Dies heuchlerische Gerede verfiel bei niemand. Die fünf Bräutigame packten als Handelsmänner den Alten beim Zipfel und verlangten, daß er wenigstens das Geld für eine Mitgift und Aussteuer auf seine Töchter aufteile. In Gottes Namen, sagte er, er lasse dreitausend Gulden springen, doch nicht in fünf Teilen, sondern jene Tochter solle das Ganze empfangen, die ihn zuerst zum Großvater mache. Dabei rieb er sich die Hände, weil er annahm, keines der Mädchen, die einander sehr liebten, werde auf ein solches Geschäft, das die anderen schädigte, eingehen, und er könne somit im Besitz des Geldes bleiben. Er irrte sich, denn die Schwiegersöhne riefen, das sei ein Wort, und er müsse es schriftlich bestätigen. In Gottes Namen, seufzte der Kaufmann und verbrachte es, um ihr Geschrei nicht mehr zu hören.

Die Töchter und Schwiegersöhne kamen nun im stillen mit viel Gekicher und roten Wangen überein, die Hochzeitsfeier zur gleichen Zeit zu verlassen, zur gleichen Stunde, genau auf die Minute, das Nötige zu tun, um ein Kind in die Welt zu setzen, weil sie meinten, es werde dann zur selben Stunde bei allen

Den Schriftsteller Heinrich Zillich haben wir im Dichterporträt der IWZ, Nr. 47/1960, vorgestellt. Die drei Kurzgeschichten dieser Seite stammen aus seinem Buch „Flausen und Flunkereien“, erschienen im Eduard Wancura Verlag

der Storch ins Haus fliegen. Sie führten ihre Verabredung mit Pünktlichkeit durch, und da der Himmel an dem Handel seinen Spaß hatte, half er mit. Die Schwestern, die als Kinder eines solchen Vaters zu sparen verstanden, konnten mit einer Hebamme ihr Auslangen finden, legten sich nach dreiviertel Jahren heimlich ins Hinterstübchen ihrer Mutter und gebären an einem Vormittag fünf Buben so schnell hintereinander, daß der Vater im Laden vorn noch gar nicht bemerkt hatte, was in der Wohnung vor sich ging, als er schon herbeigerufen wurde und die Töchter hübsch in der Reihe in ihren Mädchenbetten vorfand, jede den Säugling im Arm. Da schrie er wohl, so sei nicht gewettet worden, wollte wissen, welche die erste gewesen, doch die Hebamme antwortete, die Buben seien angerückt wie eine Kompanie im gleichen Schritt und Tritt. Die Schwiegersöhne standen trotz dabei und forderten jeder



für sein Weib dreitausend Gulden; wenn ihr Recht nicht erfüllt würde, wollten sie zum Richter laufen, und die Frau des Kaufmanns drohte, was diesem den Schreck ins Gebein jagte, ihren Geschäftsanteil aus dem Laden zu ziehen. So wurde dem Großvater eingeheizt, die Enkel schrien tüchtig mit, und er gab sich endlich vor dem Ansturm geschlagen, zahlte fünfmal dreitausend Gulden noch am selben Tag aus seinem vollen Geldschrank, wurde am Abend gelbsüchtig und blieb es bis ans Lebensende.

Familiensinn

Das schöne Beispiel von Familiensinn behaupten viele Kronstädter bei Ludwig Pemsel erlebt zu haben, den ein allzu früher Tod aus ihrer Mitte riß. Er litt an einer leichten Erkältung, der Arzt wurde gerufen, und am anderen Morgen verschied Ludwig. Es war ein tragisches Ende, über das sich manche den Kopf zerbrachen. Vielleicht vermag ein



Scharfsinniger aus einem Gespräch, das wenige Tage vor dem traurigen Ereignis ein Freund mit dem Verbliebenen führte, das Schicksal zu erkennen.

Die beiden begegneten einander auf der Straße, begrüßten einander erfreut, und der Freund fragte Ludwig, wie es ihm gehe.

„Nach Befinden — nach Befinden —“, entgegnete dieser, der solche Redensarten liebte.

„Wo steckst du denn? Ich sah dich monatelang nicht.“

„Wie man's einerseits nimmt —“, sagte Ludwig Pemsel.

„Was macht deine nette Schwester?“ — „Kindbettfieber!“ „O Gott, hoffentlich nicht schwer!“

„Wie man will! Der Arzt hat einen Fehler gemacht. Leicht ist's nicht, möglicherweise — wer kann's wissen.“

„Das ist wirklich traurig. — Und dein Bruder?“

„Lungenentzündung. Der Arzt hat's leider erst gestern erkannt.“

„Böse?“ — „Nicht so böse, daß es doppelt so böse sein könnte.“

„Hm — und deine Frau? Bäckst sie noch immer gute Pfannkuchen?“

„Nicht mehr.“

„Die wird doch nicht krank sein!“

„Brandiger Finger. Der Arzt hat sich in der Salbe vergriffen.“

„Ja, hör mal!“ —

„Vielleicht wird die Hand unbrauchbar. Meiner Tante fehlt schon der Goldfinger.“

„Um Gottes willen, seid ihr denn alle krank?“

Nicht alle. Mein Vetter ist gesund. Der wohnt aber in Dresden!“

„Tja“, murmelte Ludwig, „es ist sozusagen ein Pech, daß wir einen so schlechten Arzt haben. Meine Großmutter ist gestorben. Mein Onkel hat den Fuß verloren. Die Tochter ist an einem Auge blind — und es war — wenn man's bedenkt — bloß eine Lidentzündung, aber der Arzt hat geschnitten.“

„Mensch!“ schrie der Freund, „was ist das für ein Arzt?“

„Ich will keinen Vorwurf gegen ihn erheben, aber er versteht wirklich nichts. Er säuft. Er ist auch etwas blöd geworden. Einerseits ist es jetzt ein wahres Kreuz mit ihm.“

„So nehmt doch einen anderen!“

Da lächelte Ludwig Pemsel, als sei der Freund nicht bei Trost, faßte ihn am Rock und flüsterte: „Nichts sagen! — Es geht doch nicht. Er ist ja unser Onkel.“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

„Nichts sagen!“

Der Dieb und der Heilige Geist

Als nach dem Weltkrieg in Kronstadt manches Gelichter aus den Schlupfwinkeln kroch und den Dietrich in fremden Schlössern drehte, dachte der Küster der Schwarzen Kirche, daß es für solche Galgenvögel eine besondere Lust wäre, in den Dom einzuschleichen und die wertvollen Teppiche daraus zu stehlen oder gar eine Kostbarkeit vom Altar. Darum spannte er einen Draht von den Portalen bis zu seiner Wohnung und verband ihn dort derart mit einem Glöckchen, daß dieses sofort läuten mußte, wenn jemand nachts in die Kirche eindrang. Schon wenige Tage später wurde er von hellem Gebimmel aus dem Schlaf geweckt, sprang vom Bett und lief, so wie er war, im Nachthemd, in die Kirche, wo er das Licht einschaltete und den Einbrecher fassen konnte, der in der Herrlichkeit des Gotteshauses, die jählings wie ein Wunder und blendend aufgestrahlt war, in abergläubischer Furcht zitternd stand, keiner Gegenwehr mächtig, und dann vom kräftigen Kirchendiener, der unbekümmert im Hemd blieb, zur Polizei geführt wurde. Dort versuchte er nicht zu leugnen, bat aber, als er ruhiger geworden war, erfahren zu dürfen, auf welche Weise es der Küster gemerkt habe, daß er sich in die Kirche eingeschlichen, denn er vermöge sich keines Mangels an Vorsicht zu bezichtigen, ja, es sei ihm schlechthin unverständlich, daß ihn jemand sehen oder hö-

ren konnte, so lautlos habe er das Schloß des Portals aufgesperrt, so leise sei er in die Halle geschlüpft; und es war dem Einbrecher vom Gesicht abzulesen, daß ihn diese Frage quälte wie einen Künstler, der trotz bester Bemühung Mißer-



folge erleidet, die er sich nicht zu erklären weiß. Da rief der Küster, der immer noch im Nachthemd stand, mit tiefer Stimme: „Wer mir's sofort verriet, daß du in die Kirche einschleichst, du Hundsbraten, will ich dir mitteilen! Der Heilige Geist war es! Er selbst weckte mich und befahl mir, dich zu fassen!“ Und seht, der Dieb sank in die Knie und bebt und verschwor sich, niemals mehr einzubrechen, und sollte ihm dies unmöglich sein, so wenigstens fortan jede Kirche zu meiden, und er heulte und betete, und die Angst schüttelte ihn fast aus den Kleidern, und er hat in der Folge seine Versprechen ehrlich gehalten, soweit es die Kirchen anbelangt.

